Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 89 (2018)

Heft: 1: Sucht : gefährdet von der Jugend bis ins Alter

Artikel: Island macht vor, wie Prävention funktionieren kann : Kick auch ohne Drogen

Autor: Weiss, Claudia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-834330

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Island macht vor, wie Prävention funktionieren kann

Kick auch ohne Drogen

Island hat viel weniger Einwohner als die Schweiz. Aber offenbar mutigere: Mit einem einzigartigen und gross angelegten Präventionskonzept hat die Regierung die Zahlen abhängiger Jugendlicher massiv reduziert. Die Bevölkerung hat mitgemacht und sogar neue Gesetze akzeptiert.

Von Claudia Weiss

1988 konnte es gut passieren, dass Besucher in der isländischen Hauptstadt Reykjavik abends über betrunkene Jugendliche stolperten. Isländische Jugendliche gehörten damals zu den meisttrinkenden in ganz Europa: 42 Prozent der 15- und 16-Jährigen waren zu der Zeit mindestens einmal monatlich betrunken. Inzwischen passiert das nur noch 5 Prozent von ihnen. Und beim Rauchen und Kiffen sieht es ähnlich aus: Statt 17 Prozent haben heute nur noch 7 Prozent von ihnen jemals Cannabis probiert, und statt wie früher 25 Prozent rauchen heute nur noch gerade 3 Prozent täglich Zigaretten.

Ein Wunder? Nein, eine klare staatliche Strategie. Den Anstoss dazu gab der amerikanische Psychologieprofessor Harvey Milkman, der bereits in den Siebzigerjahren am Metropolitan State College in Denver forschte und herausgefunden hatte, dass Jugendliche mit unterschiedlichen Drogen gegen ihren jeweiligen Stress angingen: Wer sich betäuben wollte, griff zu Heroin, wer sich aufputschen wollte, zu Amphetaminen. Milkman vermutete daher, dass nicht nur Verfügbarkeit und Risikofreude eine Rolle spielten, wenn Jugendliche dann abhängig wurden, sondern dass bereits vorher eine Gefährdung bestehen musste. Sein Projekt «Self Discovery» (sich selbst entdecken) sollte Jugendlichen ab 14 Jahren zeigen, wie sie ohne Suchtmittel in Hochstimmung kommen können.

Dabei erzählte Milkman den Jugendlichen nichts von einer Therapie, sondern bot ihnen an: «Wir bringen euch alles bei, was ihr lernen wollt: Musik, Tanz, Hip-Hop, Malen, Kampfkunst.» Ängste abbauen, einen Kick finden, sich selbst und das Leben wertschätzen und mit anderen zurechtkommen: Die Idee funktionierte so gut, dass einige Jugendliche fünf Jahre dabeiblieben statt der geplanten drei Monate.

Bewegung in der Natur statt Party in der Grossstadt: Island fördert präventive Aktivitäten.

Jugendliche dürfen sich in Island im Winter nach 22 Uhr nicht mehr draussen aufhalten.

Gesetze und Elternarbeit

Das Projekt interessierte die isländische Regierung, und sie lud Harvey Milkman ein, über seine Arbeit zu sprechen und das erste isländische Drogentherapiezentrum für Jugendliche in der Stadt Tindar zu beraten. Sein Ansatz begeisterte die junge Soziologin Inga Dóra Sigfúsdóttir von der Universität Island. Sie führte die Idee sogar noch weiter: Könnte man nicht bereits präventiv mit allen Kindern so arbeiten statt erst Jugendliche mit Suchtproblemen anzusprechen? Präventionsprojekte der isländischen Behörden, in denen die Jugendlichen vor den Gefahren von Alkohol und Drogen gewarnt wurden, hatten nämlich wenig Wirkung gezeigt.

Harvey Milkman reiste also erneut an, schaute sich die Schulen genau an und fand heraus, dass sich erhebliche Unterschiede zeigten punkto Konsum von Alkohol, Tabak und Drogen. In jenen Schulen mit den geringsten Problemen zeigten sich besonders viele schützende Faktoren: ein grosses Angebot an nachschulischen Aktivitäten, vor allem Sport, Eltern, die viel Zeit mit ihren Kindern verbringen, das Gefühl, in der Schule ernst genommen zu werden. Und Jugendliche, die sich nicht spät abends in den Strassen herumtreiben.

All diese Erkenntnisse führten zum landesweiten Plan «Jugend in Island», für den sogar Gesetze geändert wurden: Tabak nur noch an Personen über 18 Jahre, Alkoholausgabe sogar erst ab 20, die Werbung für beides wurde verboten. Ausserdem mussten alle Schulen Elternorganisationen gründen, in denen die Eltern informiert und gestärkt werden. Sie wurden beispielsweise dazu angehalten, mit ihren Kindern über ihr Leben und ihre Freunde zu sprechen und sie abends zuhause zu behalten: Jugendliche zwischen 13 und 16 Jahren dürfen sich in Island im Winter nach 22 Uhr und im Sommer nach Mitternacht nicht mehr draussen aufhalten.

Der Effekt: 1997 verbrachten nur 23 Prozent der 15- und 16-Jährigen häufig oder an fast allen Wochentagen Zeit mit ihren Eltern. Bis 2012 hatte sich der Anteil auf 46 Prozent verdoppelt. Und weil Eltern angehalten werden, keine unbeobachteten Partys zu erlauben und nicht nur auf die eigenen, sondern auch auf die anderen Kinder achtzugeben,

Island und die Schweiz im Vergleich

Island: 103 125 km² – 340 110 Einwohner (2/3 in Reykjavík)
Schweiz: 41 285 km² – 8 417 700 Einwohner (Zürich: 396 027)

können Jugendliche ihren berühmten Spruch «alle anderen dürfen das» kaum mehr einsetzen.
Gleichzeitig erhöhte der Staat die Fördergelder für Sport-, Musik-, Kunst-, Tanz- und andere Vereine: Jugendliche sollen ihren Kick auch ohne Drogen finden. Kinder aus einkommensschwachen Familien erhalten dafür finanzielle Unterstützung, und Familien in Reykjavik, wo rund ein Drittel der isländischen Bevölkerung lebt, erhalten pro Kind jährlich einen Zuschuss von ungefähr 300 Euro. Eis- und Schwimmhallen, Badminton- und Indoor-Skating-Hallen – das Angebot ist verlockend, wer sich nicht für Sport begeistern mag, findet in den Schulen Musik-, Mal- oder Theaterangebote.
Als Island seine Daten 2006 an einem europäischen Treffen von Städten gegen Drogen präsentierte, meldeten sich etliche Länder, um das Konzept kennenzulernen und zu übernehmen. Inzwischen sind Orte wie die Färöerinseln, Malta und Rumänien dabei, ebenso Südkorea, Nairobi und Guinea-Bissau. Die Schweiz nicht. «Wir haben leider in etwa das Gegenteil von Island», bedauert Markus Meury von Sucht-Schweiz. «Es gibt zwar ein wenig individuelle Prävention an Schulen, dazu ein paar Kampagnen. Aber kein Gesamtkonzept, das auch wirklich mit Mitteln ausgestattet wird.»

Fehlender politischer Wille

Zugegeben, die Schweiz hat mehr Einwohner als Island. Das macht Prävention vielleicht komplexer. Aber es erklärt trotzdem nicht, warum das Präventionsgesetz derart chancenlos gescheitert ist. «Das Parlament meint, jeder könne ja selber schauen», vermutet Markus Meury. «Das wird auch als Grund für den fehlenden Willen zur gesetzlichen Regulierung von Alkohol und Tabak angegeben.»
Genau das funktioniere nicht, sagt er, und eine Regulierung wie in Island wäre wichtig: «Rund 17 Prozent der Minderjährigen haben von der Tabakindustrie bereits Werbegeschenke erhalten, und wohl auch wegen der Zigarettenwerbung meinen die Jungen, die Hälfte ihrer Gleichaltrigen rauche und das sei völlig normal», sagt er. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen würden heute auf Schritt und Tritt von der Tabakindustrie umworben.
Dass es anders geht, hat Island mutig bewiesen. Wer jetzt an einem Freitagnachmittag durch Reykjavík spaziert, trifft kaum mehr betrunkene Jugendliche. Stattdessen sind viele gar nicht auf der Strasse zu sehen, weil sie gerade schulische Nachmittagsangebote nutzen. Oder in einem Musik-, Tanz- oder Kunstverein sind. Oder einen Ausflug mit ihren Eltern machen. Weil der Staat das angeregt hat und fördert. ●

Clip zu Tabakwerbung in der Schweiz:
www.beobachtung-marketing-tabak.ch

Kiffen wegkam. «Ein dreimonatiger Aufenthalt in einer streng strukturierten geschlossenen Abteilung in Basel brachte schliesslich den Erfolg», erzählt Aegerter. Einfach sei es für den Jugendlichen nicht gewesen: «Er machte sämtliche Entzugserscheinungen durch, von Übelkeit zu Zittern und Bauchkrämpfen bis Schmerzen.» Und zwar heftig, wie das bei einer Abhängigkeit ist. Immerhin: Seit drei Monaten ist er clean. Und stolz, es geschafft zu haben.

Abbau im Körper dauert Wochen und Monate

Ausserhalb von geschlossenen Abteilungen gibt es nach Aegerters Erfahrung bisher nur eines, um von der Abhängigkeit wegzukommen: ein eng begleitetes Programm mit Sport und einer schrittweisen Senkung des Cannabiskonsums. «Schnell geht das allerdings nicht, es braucht viel Motivation, Zeit und Durchhaltevermögen.» So schnell THC manchmal einfahre – der Abbau im Körper könne Wochen bis Monate nach dem letzten Joint dauern. Tückisch sei, dass Cannabiskonsum ziemlich lang ein gutes Funktionieren zulässt. «Mit der Zeit aber kann jemand, der übermässig konsumiert, nichts mehr leisten, und auch sozial läuft nichts mehr», sagt Aegerter. Eine Berufsintegration ist so nicht möglich: Wer abhängig ist, wird weder von der Psychiatrie aufgenommen noch von der Invalidenversicherung IV unterstützt. «Diese Jugendlichen können zwischen Stuhl und Bank fallen.» Nach diesen Erkenntnissen ist für Jugendpsychiater Martin Aegerter klar: «Im Hinblick auf den Jugendschutz darf Cannabis nicht für unter 18-Jährige legalisiert werden.» Verteufeln will er die Substanz aber auch nicht, und bei Erwachsenen würde er eine Legalisierung wie bei Alkohol und Tabak sogar begrüssen: «Wäre Cannabis legal, könnten wir es endlich gründlich untersuchen.» Und er hätte eine Möglichkeit, cannabisabhängige Jugendliche schrittweise zu entwöhnen, indem er ihnen reinen und kontrolliertem Stoff mit schrittweise immer niedrigerer THC-Konzentration verabreicht. «Das wäre die allerbeste Methode.»

Je jünger ein Cannabis-Konsument ist, desto fataler ist die Wirkung der Droge.

Weil die Substanz aber illegal ist, verweigerte das Bundesamt für Gesundheit BAG eine geplante Studie der Universität Bern: Sie hätte im Auftrag der Stadt Bern untersuchen wollen, ob sich konsumierende Studienteilnehmer anders verhalten, wenn sie Cannabis legal in Apotheken kaufen können, und ob sich das auf die Gesundheit auswirkt. «Genau solche Studien fehlen uns», sagt Jugendpsychiater Martin Aegerter.
Immerhin, eine legale Alternative zum THC-Cannabis existiert: als neue Modesorte «Cannabis mit CBD», mit Cannabidiol, das beruhigt statt berauscht, nicht als Betäubungsmittel gilt und offiziell in etlichen Läden gekauft werden kann. Susanne Schulthess von der Kriminalprävention MEOA der Kantonspolizei Bern hat allerdings bereits die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche zwar versuchen, auf CBD umzusteigen, aber dort das «Flash» vermissen und dann doch wieder zum «richtigen» Kiffen zurückkehren.
Für Ruedi Trachsel von der Stiftung Passaggio steht jedenfalls dank dem Wissens-Update durch Jugendpsychiater Aegerter

>>